

Zeitschrift: Frei denken : das Magazin für eine säkulare und humanistische Schweiz
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 99 (2014)
Heft: 4

Artikel: Gespräch mit Richard Dawkins
Autor: Caspar, Reta
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1090770>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gespräch mit Richard Dawkins

Kurzfristig war es FVS-Zentralpräsident und Denkfest-Organisator Andreas Kyriacou gelungen, den weltbekannten Evolutionsbiologen zu einem Gespräch nach Zürich einzuladen, das wir hier zusammengefasst wiedergeben.

30 Jahre «Das egotistische Gen»

Richard Dawkins ist überzeugt, dass sein Buch heute von der Mehrheit der Menschen verstanden wird. Er freue sich darüber, dass die meisten Biologen, die in der Serengeti oder auf den Galapagos forschen, der Frage nachgehen: «Was tut dieses Tier, um die Vermehrung dieser speziellen Art zu fördern?» Er sei aber keineswegs der Urheber dieses Gedankens. Die Idee gehe schon zurück auf die 30er-Jahre des 20. Jahrhunderts, auf die «Synthetische Evolutionstheorie» von Forschern wie Fisher und Haldane. In seinem Buch habe er lediglich diese Idee zum Leben erweckt mit einer Metapher, welche die Menschen verstehen. In dieser Metapher wird das Gen zu einem Akteur und eine legitime sprachliche Wende hin zu einer Akteursprache gemacht.

Das Rad des Pfaus

Die Erklärung der Evolutionstheoretiker für das an sich unpraktische Rad des Pfaus hat einen interessanten Wandel erlebt. Darwins Idee war es, dass die Weibchen als gute diagnostische Ärztinnen aufgrund des prächtigen Rads die gesündesten Männchen bestimmen und als Sexualpartner wählen.

In der ersten Ausgabe von «The Selfish Gene» (1976) hat Dawkins sich ablehnend über die entgegengesetzte Theorie des israelischen Zoologen Amotz Zahavi geäussert, dass Weibchen das Rad als Kriterium nehmen, nicht obschon, sondern gerade weil es ein echtes Handicap ist, dass ein Männchen also gerade durch sein Überleben mit einem besonderen Handicap beweist, wie stark es wirklich ist. Diese Theorie erschien Dawkins paradox und unplausibel.

Ein mathematisches Modell von Alan Grafen zeigte aber auf, dass das Handicap-Prinzip funktioniert. Das habe ihn überzeugt und er habe das in der überarbeiteten Auflage seines Buchs (1989) korrigiert. Das sei ist auch das Prinzip der Wissenschaft: Fortschritt erzielen, indem man Fehler anerkennt.

Lücken bei den fossilen Belegen

In «Der Blinde Uhrmacher» hat Dawkins angemerkt, dass bei Fossilien die schrittweise Evolution nicht belegt werden kann, weil sich eine neue Entwicklung unter Umständen in isolierten Populationen anderswo herausgebildet habe, man also schlicht am falschen Ort nach einem Zwischenglied suche. Wenn solche Arten sich später räumlich wieder vermischen, fehle unter Umständen an einem bestimmten Ausgrabungsort tatsächlich ein Glied in der Entwicklungskette, weil sich dieses eben geografisch an einem anderen Ort abgespielt hatte. Komplexe Organe wie Augen etwa würden sich nicht sprunghaft entwickeln. Die «Erfindung» des Auges wäre ein Wunder. Das hielt Darwin für absolut unwahrscheinlich. Es kann aber eine schnellere Entwicklung an einem bestimmten Ort geben, welche an einem anderen Ort später als sprunghaft erscheint. Der Gegensatz zwischen gradueller Evolution und scheinbar sprunghafter Revolution sei damit überwunden.

Aktuelle Debatten

Die Wissenschaft entwickelt sich immer. Eine interessante aktuelle theoretische Kontroverse besteht gemäss Dawkins etwa im «Neutralismus» gegen den «Selektionismus». Der japanische Biologe Motoo Kimura sagt, dass auf molekularer Ebene die allermeisten genetischen Veränderungen innerhalb einer Population neutral gegenüber den Vorgängern und



damit für die Selektion nicht relevant seien. Es sei gemäss Kimura vergleichbar mit dem Ändern der Schriftart auf dem Computer – auch in einer neuen Schriftart bedeutet der Text immer noch das Gleiche.

Aus Sicht eines Biologen kann diese Theorie aber nicht erklären, warum Lebewesen besser werden können in dem, was sie tun, warum etwa Vögel besser werden im Fliegen. Aus Sicht eines Feldbiologen, eines Naturalisten, der sich dafür interessiert, was da in der Natur passiert, ist diese Theorie nicht relevant. Andere Molekularbiologen wiederum sind der Meinung, dass auch Veränderungen auf der molekularen Ebene selektiv wichtig sind. Jedenfalls sind Veränderungen, die wirklich wichtig sind für die Selektion, möglicherweise nur die Spitze des Eisbergs, aber sie sind die wichtige Spitze.

Annahmen über die Erde hinaus

Für Richard Dawkins ist es eine faszinierende Frage, wie viel von unserem Wissen über die Entwicklung von Leben auf der Erde nur hier unter unseren Bedingungen wahr ist und ob es auch andere mögliche Entwicklungsweisen von Leben geben könnte. Er selber würde sein letztes Hemd verwetten, dass Leben zwingend darwinistisch, ein genetisches System und digital sein müsse. Ob Sex nötig ist, sei diskutabel. Aber es wäre auch zu fragen, warum evolutiv etwa keine Räder entstanden sind. Eine mögliche Erklärung könnte sein, dass die Verbindung von Nerven- und Blutbahnen zu einem Rad zu schwierig oder dieses für die Fortbewegung auf unebenem Gelände gar nicht geeignet wäre. Es gibt ein Beispiel von etwas Radähnlichem auf unserem Planeten, die Flagellen etwa sind Bakterien, die einen rotierenden Schwanz besitzen, der von einem molekularen Motor betrieben wird.

Dawkins würde generell seine Kollegen aus der Wissenschaft ermutigen wollen, über uns bekannte Formen von Leben hinauszudenken, z. B. an solche, die ohne Proteine auskommen.

Die Zahl der Planeten sei unermesslich, es erscheine deshalb unvorsichtig anzunehmen, dass wir auf dem einzigen belebten Planeten leben. Gingen wir allerdings von dieser Annahme aus, dann würde das bedeuten, dass wir das Produkt eines Ereignisses mit einer Wahrscheinlichkeit von $1:10^{22}$ wären. Also so unwahrscheinlich, dass die Erforschung des Phänomens Leben keinen Sinn machen würde, weil es für ein so aussergewöhnliches Ereignis keine plausible Theorie geben könnte. Dawkins geht davon aus, dass es anderes Leben im Universum gibt. Aber auch wenn es «nur» eine Milliarde belebter Planeten geben würde, wäre das immer noch so selten, dass wir aufgrund der grossen Distanzen diesen Lebewesen wohl niemals begegnen würden.

Zur Evolution der Spezies Mensch

«Unsere Spezies hat Eugenik an Tieren vorgenommen, aber nicht an Menschen und ich denke, das ist gut... Mit genug Zeit und Geduld könnte man auch beim Menschen Verschiedenes tun mit bewusster Selektion. Bei den Mutationen stehen wir jedoch noch ganz am Anfang der nötigen Technologie.»

Die Evolutionsbiologen hätten auch ihren Beitrag zu leisten zur ethischen Frage, wie wir damit und mit anderen Arten umgehen. Menschliches Leben gelte für uns als heilig, andere Lebensformen nicht. «Unsere Moralvorstellungen gehen davon aus, dass menschliches Leben einzigartig ist. Wenn wir uns aber



Die Evolution des Gehirns

Als die in Brasilien forschende Neurowissenschaftlerin Suzana Herculano-Houzel begann, sich mit der Hirnentwicklung zu befassen, wurde allgemein davon ausgegangen, dass alle Gehirne grundsätzlich gleich seien und einfach in der Grösse variieren. Herculanos Analyse verschiedener Gehirnteile und ihrer Neuronenzahl hat aber ergeben:

1. Primaten haben insgesamt mehr Neuronen als andere Säugetiere.
2. Menschliche Gehirne haben etwa 86 Milliarden Neuronen, vergleichbar mit anderen Primaten.
3. Im Bereich der menschlichen Grosshirnrinde, wo wir die Intelligenz verorten, gibt es 16 Milliarden Neuronen, was relativ wenig ist gemessen an den 82 Prozent seines Volumens. Die meisten Neuronen sitzen im Kleinhirn.

Menschen sind also nichts Besonderes. Wir haben ein Primatengehirn, allerdings ein grosses Primatengehirn, das im Vergleich zum dreimal grösseren Gehirn der Elefanten dreimal

>> Richard Dawkins am Denkfest 2014

klar machen, dass es nur ein historischer Unfall ist, dass es keine Zwischenspezies zwischen uns und den Schimpansen gibt, ändert sich das Bild: Wenn es noch Zwischenformen gibt, wird das unsere Abgrenzung praktisch verunmöglichen.»

Dawkins glaube zwar nicht, dass solche Zwischenformen existieren, aber er fragt, ob wir unseren philosophisch-moralischen Standpunkt allein darauf gründen könnten, dass diese Zwischenformen nicht mehr existieren. Der evolutionsbiologische Standpunkt sollte uns eigentlich dazu bringen, dass der Unterschied zwischen uns und den anderen Arten wesentlich kleiner ist, als wir traditionell denken.

Memetik – kulturelle Evolution

Dawkins entwickelte auch die Idee, dass es noch andere Phänomene gibt, die den Gesetzen der Evolution folgen. Er versteht Darwinismus als allgemeines Prinzip, das nicht nur auf die Genetik beschränkt ist. Es gebe etwa auch das Phänomen der sich rivalisierenden Informationen, wo sich bestimmte Informationen durchsetzen, und das sei ebenfalls Selektion. Kulturelle Mutationen in Sprache, Kleidung, Musik etc. – in allen Bereichen, wo Menschen einander imitieren, sieht Dawkins Analogien. Diese Idee sei von verschiedenen Autoren wie etwa Dan Dennet und Susan Blackmore übernommen und weiter entwickelt worden – es gebe mittlerweile rund 20 Bücher, welche diesen Gedanken aufgenommen haben.

Eugenik

Dawkins sprach sich in Zürich klar gegen diktatorische Eugenik aus und betonte die Wichtigkeit der Unterscheidung zur – seiner Ansicht nach hoch erwünschten – genetischen Beratung von Eltern mit vererbaren Gendefekten, denen es durch In-vitro-Befruchtung und genetische Analyse der Embryonen ermöglicht werde, gesunde Embryonen zu selektieren. ■

Übersetzung und Zusammenfassung: Reta Caspar, Bilder: Eda Gregor

mehr Neuronen in der Grosshirnrinde aufweist. Die einfachste Erklärung für unsere kognitiven Fähigkeiten ist also unsere relativ grosse Zahl von Neuronen in der Grosshirnrinde – nach uns kommen die Menschenaffen, erst später Elefanten und Delphine.

Warum haben aber etwa Gorillas, die dreimal so gross sein können wie Menschen, nicht auch das grösste Gehirn?

Der Energiebedarf eines Gehirns ist eine lineare Funktion der Neuronenzahl, nicht der Hirngrösse. Eine Milliarde Neuronen braucht etwa sechs Kilokalorien pro Tag, damit braucht das menschliche Gehirn täglich rund 500 Kilokalorien.

Bei der Ernährung von Primaten sieht man, dass es einen Kompromiss gibt zwischen dem Energiebedarf von Körper und Hirn. Ein Primat, der acht Stunden am Tag Rohkost isst, kann sich maximal 53 Milliarden Neuronen «leisten», bei einem Körpergewicht von maximal 25 Kilo. Wenn man also zu gross wird, dann geht das auf Kosten der Neuronenzahl. Orang-Utans wiegen zwischen 70 und 80 Kilo und haben lediglich 30 Milliarden Neuronen. Dafür müssen sie achteinhalb Stunden im Tag essen. Das scheint eine Art praktische Stoffwechselgrenze für Primaten zu sein. Wir Menschen hätten unter gleichen körperlichen Voraussetzungen keine Chance, unsere 86 Milliarden Neuronen genügend zu ernähren: Wir müssten dafür mehr als zehn Stunden am Tag Primatenkost essen.

Wie ist es uns gelungen, die Stoffwechselgrenze der Primaten zu überwinden?

Die einfachste und beste Erklärung wird durch fossile Funde von vor ca. 1,5 Millionen Jahren bestätigt: Unsere Vorfahren haben das Kochen erfunden, eine Methode, die Verdauung der Nahrung ausserhalb des Körpers zu beginnen und dem Körper die nötigen Kalorien effizienter zur Verfügung zu stellen. Damit gelang es dem Menschen, die Stoffwechselgrenze zu überwinden und gleichzeitig viel Zeit zu gewinnen für andere Aktivitäten. Dies erklärt den plötzlichen Anstieg der Hirngrösse ab diesem Zeitpunkt. Wir verbringen heute zwar immer noch zwei bis drei Stunden mit Nahrungsbeschaffung, -zubereitung und -aufnahme. Ein Elefant muss aber 17 Stunden pro Tag essen.

Ein grosses Gehirn bedeutet also in der Evolution ein gewisses Risiko, weil es viel Energie benötigt. Die Erfindung des Kochens hat dieses Risiko in einen Vorteil verwandelt. Es ist diese erste technologische Revolution, die es dem Menschen erlaubt hat, mehr Neuronen zu entwickeln als andere Primaten und Zeit für weitere technische Erfindungen aufzubringen.

Diese Erkenntnis passt zu einem Befund des schwedischen Ökonomen Hans Rosling, der festgestellt hat, wie entscheidend die Erfindung der Waschmaschine für die wirtschaftliche Entwicklung war, weil sie es den Frauen ermöglichte, die eingesparte Zeit für Bildung einzusetzen.

Das Kochen steht also am Anfang einer Entwicklungskette, die heute dazu führt, dass wir die benötigten 2000 Kalorien innert 20 Minuten am Fastfood-Stand um die Ecke vertilgen können. Das schafft aber ein neues Problem: Heute müssen viele von uns schauen, dass sie nicht zu viele Kalorien zu sich nehmen. Es ist so einfach geworden, dass wir jene Instinkte kontrollieren müssen, die uns dazu antreiben, so zu leben, als würden wir nicht wissen, wann wir die nächste Mahlzeit finden – eine Lösung heisst ironischerweise wieder: mehr Rohkost.

Am Anfang unserer evolutionären Entwicklung stand also die Abzweigung als Primaten vom gängigen Hirnaufbau der Säugetiere, und dann müssen wir unseren Vorfahren dankbar sein, dass sie das Kochen erfunden und es uns damit ermöglicht haben, uns eine grössere Anzahl Neuronen zu leisten.

Mit diesem Wissen werden wir im Alltag unsere gekochten Mahlzeiten nicht mehr mit der gleichen Selbstverständlichkeit geniessen. ■

Übersetzung und Zusammenfassung: Reta Caspar, Bilder: Eda Gregor